

**CON
BOOK.**



ROBERT KÖSCH

EIN
KRANKEN-
HAUS IM
KONGO

Folgen Sie uns!

Wir informieren Sie gerne und regelmäßig über Neuigkeiten aus der CONBOOK-Welt. Folgen Sie uns für News, Stories und Informationen zu unseren Büchern, Themen und Autoren.



www.conbook-verlag.de/newsletter



www.facebook.com/conbook



www.instagram.com/conbook_verlag



© Conbook Medien GmbH, Neuss, 2021
Alle Rechte vorbehalten.

www.conbook-verlag.de

Umschlaggestaltung: Birgit Kohlhaas, kohlhaas-buchgestaltung.de, unter Verwendung der Motive von Piman Khрутmuang/Adobe Stock (Hintergrund), aluna1/Adobe Stock (Mangos), Ints Vikmanis/Adobe Stock (Stacheldraht), Marish/Shutterstock (Muster unten)

Umschlagfotos: Robert Kösch, Tina Fares (Innenklappe)

Karte: © Peter Palm, Berlin

Fotos im Bildteil: Robert Kösch, Bildrahmen © [istockphoto.com/Nic_Taylor](https://www.istockphoto.com/Nic_Taylor)

Satz: David Janik

Druck und Verarbeitung: CPI Books GmbH, Leck

893993 01 21 9

Printed in Germany

ISBN 978-3-95889-399-3

INHALT



- change it • 15
- love it • 117
- leave it • 199
- change it,
love it or
 leave it • 259

Für Katharina

ANMERKUNG DES AUTORS

Um die Identität und Privatsphäre Dritter zu schützen, wurden manche Namen der im Buch vorkommenden Personen bewusst geändert.

Die in diesem Buch geäußerten Ansichten sind meine eigenen und sind nicht zwangsläufig deckungsgleich mit den offiziellen Ansichten von Ärzte ohne Grenzen.



PROLOG

Ich konnte die Hand vor Augen nicht mehr sehen, so dunkel war es in dem Wald. Nur hin und wieder schien das fahle Mondlicht durch die Wolkendecke und ließ Äste und Büsche gespenstisch schimmern. Im Gebüsch raschelte es. War da jemand? War es nur ein harmloses Tier? Oder der Wind, der durch die Äste pfiff? Vom Dorfältesten waren wir vor einer knappen Stunde noch gewarnt worden, dass hier rivalisierende Rebellengruppen ihr Unwesen trieben und die Zivilbevölkerung in Angst und Schrecken versetzten. Und genau durch dieses Gebiet liefen wir jetzt. Also vermutlich. Meiner Meinung nach hatten wir uns hoffnungslos verirrt.

Eigentlich sollten wir in dieser Gegend wichtige Daten wie die Kindersterblichkeit ermitteln und die Trinkwasserqualität untersuchen. Und jetzt waren wir in einer nahezu aussichtslosen Situation, hatten uns verlaufen, und die Dunkelheit war längst hereingebrochen. Wie hatte es nur so weit kommen können? Erneut dieses Rascheln, aber das konnte unmöglich der Wind sein. Jemand war hinter uns her. Mein Puls beschleunigte sich, und ich hielt den Zeigefinger an die Lippen, um die anderen zu warnen. Doch was sollten wir tun? Wir wären jedem Angreifer schutzlos ausgeliefert.

Ich blickte zu meinen Mitstreitern. Rachel, die britische Kinderärztin, versuchte uns leise Mut zuzureden. Luca, der italienische Projektleiter, umklammerte die Karte und starrte auf Wege und Abzweigungen, die alle keinen Sinn ergeben

wollten. Emilia, die Krankenschwester aus dem Senegal, schwieg wie ein Grab, und ich als Logistiker versuchte angestrengt, einen Ausweg aus unserer misslichen Lage zu finden. Wir alle hatten den Blick wachsam auf das Unterholz gerichtet und versuchten, uns so leise wie möglich fortzubewegen.

Mit vorsichtigen Schritten gingen wir weiter. Dann zerfetzte eine Maschinengewehrsalve die trügerische Stille. Ein ohrenbetäubendes Geratter in unmittelbarer Nähe. Das Mündungsfeuer ließ die Bäume riesig wirken. Scheiße, Scheiße, Scheiße! Wohin? Wie kopflose Hühner liefen wir durcheinander, rempelten uns gegenseitig an und suchten panisch Schutz in den nahen Büschen. Dann sahen wir sie. Zwei dunkle Umrisse kamen näher. Sie brüllten uns Wörter in einer unverständlichen Sprache entgegen. Wir waren paralysiert. Unfähig zu denken. Unfähig zu handeln. Auf einmal waren sie ganz nah.

Dann wurde alles schwarz. Man verband uns die Augen, und wir sollten unsere Uhren und Handys rausrücken. Dann fesselten sie uns die Hände mit einem dicken Seil und schubsten uns weiter die Böschung herauf.

»*What do you want in forest? Our forest! Not your forest!*« Die tiefe und bedrohlich nahe Stimme machte deutlich, dass sie nicht zum Scherzen aufgelegt war.

Wie kommen wir hier nur wieder raus?

Dann auf einmal zog man uns die Augenbinden ab, und das schwere Seil wurde gelockert. Mit einem lauten »*Go away*« wurden wir weggeschickt. Wir sahen uns überrumpelt an, aber es blieb keine Zeit zum Nachdenken. Wir liefen einfach nur fort. Weg von den dunklen Gestalten.



Vorsichtig warf ich einen Blick zurück und sah, wie sich die beiden vermeintlichen Entführer lachend unterhielten und sich einen warmen Kaffee aus einer Thermoskanne einschenkten. Ich musste schmunzeln. Wir befanden uns nicht etwa in einem brandgefährlichen Krisengebiet, sondern in einem schönen Waldgebiet am Südrand der Stadt Bonn. Hier fand die sechstägige Schulung statt, die die Teilnehmer auf die anstehenden Missionen mit Ärzten ohne Grenzen vorbereiten sollte. Rachel würde in Bangladesch arbeiten, Emilia in Sierra Leone, und für mich würde es Anfang Januar in den Kongo gehen.





• 1 •

ANFANG JANUAR BIS MITTE MÄRZ 2020



change IT

Abschiedsparty

Es war der erste Freitagabend im Jahr 2020, und in der Q-Bar im Herzen Hamburg-Eimsbüttels war viel los. Mehr als 60 Leute tummelten sich um den Tresen, standen in kleinen Grüppchen zusammen, quatschten, saßen in den gemütlichen Sesseln, spielten Kicker und genossen den Abend. Das Beste dabei war, dass ich jeden Einzelnen der Gäste kannte. Das weniger Gute, dass ich all diese lieben Menschen wohl für die nächsten zwölf Monate nicht sehen würde.

Vor ein paar Wochen hatte ich mit dem Inhaber telefoniert und die ganze Bar für den heutigen Abend gebucht. Meine Frau Katharina und ich waren häufig hier, denn viele unserer Freunde wohnten in der Nähe, und man traf sich immer wieder zu einem Feierabendbierchen. Auf die Frage, was denn der Anlass der Feier sei, hatte ich geantwortet, dass es meine Abschiedsparty werden würde. Ich würde für ein Jahr mit *Ärzte ohne Grenzen* in den Kongo gehen. Es war einen kurzen Moment still am anderen Ende der Leitung gewesen.

»Oh krass, dann alles Gute. Wusste gar nicht, dass du Arzt bist.« Diesen Satz hörte ich fast immer, wenn ich von meinem abenteuerlichen Vorhaben erzählte. Aber ich war kein Arzt. Ich hatte Wirtschaftsingenieurwesen studiert und arbeitete bei Airbus im Projektmanagement.

»Ärzte ohne Grenzen braucht auch Leute, die sich um die Logistik, das Personal und die Finanzen kümmern.«

»Ja, stimmt, macht Sinn, da habe ich irgendwie noch gar nicht drüber nachgedacht. Dann bis Freitag!«



Und jetzt war der Abend gekommen. Noch einmal ordentlich mit seinen Liebsten feiern. Sebastian klopfte mir auf die Schulter und sagte kopfschüttelnd: »So etwas Verrücktes kannst auch wirklich nur du machen, Robert. Ein Krankenhaus im Kongo bauen.«

Ich musste ihm recht geben, etwas verrückt war es schon. Ich konnte es selbst kaum glauben, dass es nun losgehen sollte.

»Wo geht es für dich denn ganz genau hin?«

Da die geografischen Kenntnisse des Durchschnittsdeutschen, mich eingeschlossen, in Bezug auf den afrikanischen Kontinent gerne zu wünschen übrig lassen, hatte ich extra eine große Weltkarte mitgebracht und an die Wand gehängt. Kleine Pfeile markierten die nächsten Stationen: von Hamburg mit dem Zug nach Berlin zum ersten Briefing, von dort aus weiter nach Amsterdam zur Zentrale der holländischen Sektion von Ärzte ohne Grenzen. Dort würde ich in den Flieger steigen und nach Kigali fliegen, in die Hauptstadt von Ruanda. Jemand würde mich abholen und mit dem Auto an die Grenze zur Demokratischen Republik Kongo bringen, wo ich dann in Bukavu ein paar Tage verbringen würde. Bukavu war die Hauptstadt der Provinz Süd-Kivu, ganz im Osten des Kongos, und dort hatte die Coordination von Ärzte ohne Grenzen ihren Sitz. Und dann käme der spannendste Teil, denn von dort ginge es 200 Kilometer weiter in den Süden nach Baraka, dem eigentlichen Ziel meiner Reise. Viel hatte ich über die Stadt nicht herausfinden können. Der englischsprachige Wikipedia-Eintrag von 2015 besagte nur, dass es in Baraka keine asphaltierten Straßen, kein fließend Wasser und keinen Strom gebe.



»Und wie gefährlich ist es da denn wirklich? Ich meine, es ist ja der Kongo und nicht Österreich.« Sebastian kramte sein Handy hervor und las eine Passage aus den Reisehinweisen des Auswärtigen Amts vor. Vor Reisen nach Süd-Kivu und in andere Provinzen im Osten des Kongos wurde ausdrücklich gewarnt: »In diesen Provinzen kommt es immer wieder zu gewaltsamen Zwischenfällen zwischen den kongolesischen Sicherheitskräften und bewaffneten Gruppen. In einigen Gebieten ist es in der Vergangenheit auch zu Entführungen gekommen. Ein Aufenthalt in diesen Gebieten muss unbedingt durch ein tragfähiges Sicherheitskonzept abgesichert sein.«

Diesen Satz hatte ich auch schon gelesen, ebenso wie die letzten Berichte von Ärzten ohne Grenzen zur aktuellen Sicherheitslage in der Region. In den vergangenen Jahren war es verhältnismäßig ruhig geblieben. Sonst würde man mich als blutigen sogenannten *First Missioner* nicht dort hinschicken. Ich hatte nämlich keinerlei Vorerfahrung bei einer NGO, einer Nichtregierungsorganisation. Das Risiko eines Überfalls wäre in Baraka natürlich größer als in Hamburg. Aber klar, wenn im Osten des Kongos alles in Ordnung wäre, hätte Ärzte ohne Grenzen auch keinen Grund, dort zu sein.

Tjark, der sich zu uns gesellte, winkte ab: »Geh du ruhig in den Kongo, ich überweise lieber einfach etwas Geld und gehe alle paar Wochen zum Blutspenden. Das tut's doch auch.«

Je länger der Abend wurde, desto ausgelassener wurde die Stimmung. Alles war so herrlich normal. Eine schöne Sause mit meinen Liebsten am Freitagabend. Und auf einmal hatte ich in dem ganzen Trubel einen kurzen Moment, in dem ich mit niemandem anstieß und mich niemand zu den nächsten Monaten



interviewte. Ich fragte mich, ob es das wirklich wert war: Das alles aufzugeben, um auf der anderen Seite der Erde im tiefsten Afrika etwas Gutes zu tun und zu helfen. In einer Region zu leben, die sich seit Jahrzehnten in einer tiefen Krise befand, wo Vergewaltigungen an der Tagesordnung und die Menschen bettelarm waren – so klang zumindest der Tenor der Berichterstattung im Netz. Aber Katharina und ich hatten uns gemeinsam entschieden, dass ich dieses Abenteuer angehen würde. Es würde nicht leicht werden: Wir waren frisch verheiratet, und nun würde ich allein in die Ferne ziehen. Seit sieben Jahren waren wir ein Paar, und seit mehr als drei Jahren wohnten wir zusammen. Es war das Paradies auf Erden. Aber ein Unfall hatte mir sehr deutlich gezeigt, dass es kein Morgen gibt. Es bleibt nur das Heute. Meine Frau kannte mich wie so häufig besser als ich mich selbst und hatte den Nagel auf den Kopf getroffen: »Wenn du es jetzt nicht machst, machst du es nie.«

Meine Stammtisch-Jungs kamen auf mich zu und überreichten feierlich ein Abschiedsgeschenk: Sie hatten einen Kalender gebastelt. Für jeden kommenden Monat ein paar Erinnerungen, damit ich sie nicht vergessen würde. Die verrückten Vögel hatten den Ersatzschlüssel unserer Wohnung organisiert und in jedem Zimmer Bilder geschossen. Tjark und Brian saßen Zeitung lesend mit Schaum auf dem Kopf in unserer Badewanne. Diese Irren – ich konnte nicht mehr vor Lachen. Sie würden mir fehlen.

»Buffaloooo!!!« Ein lauter Schrei ging durch die Q-Bar. Brian klopfte sich lachend auf die Schenkel, und Justus schaute frustriert zu Boden. »Ich wusste doch, dass ich dich kriege, Justus!«



Meine Mutter stand neben mir und verstand die Welt nicht mehr.

»Ach, das ist ein Trinkspiel, das wir eigentlich immer spielen. Bei einer geraden Stundenzahl darf man nur mit der rechten Hand trinken, also zum Beispiel von 22:00 bis 22:59 Uhr. Eben ist es 23:00 Uhr geworden, die Uhrzeit ist ungerade und Justus hätte mit links trinken müssen. Hat er aber nicht, jetzt muss er sein Bier exen.«

Meine Mutter schüttelte nur lachend den Kopf. Sie wusste, dass wir das Herz am rechten Fleck hatten. Was sie wohl wirklich zu der Kongo-Idee dachte? In jedem Fall wusste ich, dass sie sich jetzt schon sehnlichst auf den Moment freute, wenn ihr ältester Sohn wieder gesund zurück in Deutschland wäre.

Langsam ging der Abend seinem Ende entgegen. Da kam Justus, mein Trauzeuge, auf mich zu. Wir kannten uns seit der Schulzeit in Mainz und haben schon unfassbar viel miteinander erlebt. Eigentlich nahmen wir uns ständig auf den Arm, machten Witze über den anderen und nahmen uns nicht sonderlich ernst. Aber wenn ich Justus nachts um 4 Uhr anrufen würde und ich seine Hilfe bräuchte, dann würde er nicht groß fragen, was los war, sondern sich ins Auto setzen und sofort vorbeikommen. Genau wie ich hatte er schon ordentlich einen im Kahn, und wir umarmten uns lange und feste. Und auf einmal flüsterte er mir mit ungewöhnlich ernster Stimme leise ins Ohr: »Pass bitte auf dich auf!« Wir hatten beide feuchte Augen.

Irgendwann war Schluss, und zusammen mit dem harten Kern traten wir hinaus in die kalte und klare Winternacht. »Ich bin dann mal im Kongo ...«, rief ich noch winkend über

die Schulter. Katharina hatte sich bei mir eingehakt, und wir gingen zu zweit nach Hause. Das Schlimmste stand mir noch bevor, in wenigen Tagen würde ich mich von ihr verabschieden müssen. Ich wollte gar nicht daran denken.

Ankunft in Baraka

Der Toyota Land Cruiser kam schnaubend zum Stehen, fast so, als wäre er froh, dass die Strapazen der letzten vier Stunden nun endlich hinter ihm lagen. Tapfer hatte sich der weiße Geländewagen durch die Serpentinafen der strahlend grünen Berge gekämpft und die nur aus Schlaglöchern bestehende blutrote Sandpiste bezwungen. Die ständige Ruckelpartie hatte meinen sonst so zuverlässigen Stahlmagen beängstigend nah an seine Belastungsgrenze gebracht, und jetzt hatte auch er sich eine Auszeit verdient. Kurz nach Sonnenaufgang waren wir im hektischen Bukavu aufgebrochen, hatten die Berge überwunden, und nun blickten wir auf einen riesigen blauen Spiegel, der sich im Horizont verlor. Nicht die kleinste Welle war auf dem Tanganjikasee zu sehen. Es war atemberaubend schön. Wir waren in Uvira angekommen, einer Stadt am nördlichen Ende des Sees, die an Burundi grenzte. Baraka war noch 90 Kilometer entfernt, aber für die Straße RN5 gab es seit Monaten keine Sicherheitsfreigabe. Zu häufig war es dort schon zu bewaffneten Überfällen gekommen. Wir würden daher auf ein Boot von Ärzten ohne Grenzen umsteigen, das uns ohne Risiko nach Baraka bringen würde. Es war ein ordentliches Motorboot mit zwei kräftigen 150-PS-Motoren und



ausreichend Platz für zehn Leute. Zahllose Pakete, gefüllt mit Spritzen und Ampullen, sowie mein riesiger, tonnenschwerer roter Koffer wurden vorsichtig verladen, und dann ging die Fahrt auch schon auf dem Wasserweg weiter.

Ich musste mich kneifen, es war einfach unglaublich: Ich war mitten im Kongo und donnerte mit unglaublichem Speed über den spiegelglatten See. Noch glich die Reise eher einem großen Abenteuer, und einzig mein schneeweißes T-Shirt mit dem roten Logo von Ärzten ohne Grenzen erinnerte mich daran, dass ich hier nicht als Tourist unterwegs war, sondern einen Job zu erledigen hatte. In großen Buchstaben stand dort ›MSF‹ geschrieben, die internationale Abkürzung für Médecins Sans Frontières. Das T-Shirt hatte den Zweck, uns als Helfer auszuweisen und die Werte der Hilfsorganisation zu unterstreichen: unabhängig, unparteilich und neutral. Diese Werte sollten uns besser schützen, als eine kugelsichere Weste es könnte.

Als mir die Gischt ins Gesicht spritzte, musste ich an den Abschied von Katharina denken. Wir waren an der S-Bahn-Station gestanden, hatten uns fest im Arm gehalten und verzweifelt versucht die Tränen zurückzuhalten, um es dem anderen nicht noch schwerer zu machen. Katharina hasst Abschiede und hatte keine große Szene gewollt. Mit leiser, erstickter Stimme hatte sie mir das Versprechen abgerungen, dass ich auf mich aufpassen und ja gesund und in einem Stück zurückkommen solle. Ich hatte es ihr versprochen, und dann hatten wir beide auf einmal losgeheult. Irgendwann hatten wir die Umarmung gelöst, sie war aufs Rad gestiegen, hatte sich tränenüberströmt umgedreht und war weitergefahren zur

Uni. Und ich war in die S-Bahn gestiegen, und die Reise hatte begonnen.

Das Boot wurde langsamer, und der Kapitän zeigte auf die ersten Häuser am Ufer und rief auf Französisch: »*Voilà, c'est Baraka. On est là.*« Mein Wohnort für die nächsten zwölf Monate. Es hatte Tage gedauert und Züge, Busse, Flugzeuge, allradgetriebene Geländewagen und ein Boot gebraucht, um an diesen Ort zu gelangen, der meiner Welt so unglaublich fern war.

Eine riesige Schar neugieriger Kinder reckte ihre Hälse nach dem Neuankömmling aus. Sie trugen zerrissene T-Shirts und hatten weder Schuhe noch Flipflops an den Füßen. Doch alle lachten, schrien und zeigten ihre strahlend weißen Zähne. Herzlich willkommen in Baraka!

Mit Sack und Pack wurde ich in ein paar Minuten vom Strand bis zu meinem Quartier gebracht. Doch war die Fahrt lang genug, um meine Sinne komplett zu überfluten. Es stank nach verbranntem Plastik, überall herrschte geschäftiges Treiben, aus Boxen dröhnte völlig übersteuerte Musik, Hühner und Ziegen versuchten dem Geländewagen auszuweichen, und das Ganze bei 37 Grad im Schatten. Vor einem türkisfarbenen Metalltor kamen wir zum Stehen. Ein verwaschenes MSF-Logo war an der Mauer zu erkennen, das gleiche wie auf meinem T-Shirt. Da öffnete sich schon das Tor, und zwei Kongolesen begrüßten mich mit »*Karibu*«.

Vor einem grauen Gebäude unter einer großen Palme standen die beiden internationalen Mitarbeiter Alessandro und Filippo, zwei Italiener in ihren Dreißigern. »Herzlich willkommen in Papaya!« Papaya? Alessandro musste meinen fragenden Blick gesehen haben und fügte schmunzelnd hinzu,



dass die Base Papaya genannt wurde. Das klang unkompliziert und locker – irgendwie unerwartet, aber nett. »Ach, und *Karibu* heißt auf Swahili ›willkommen‹, das ist neben der Amtssprache Französisch die am häufigsten gesprochene Sprache in Süd-Kivu.«

Mit Alessandro hatte ich bereits im Vorfeld telefoniert, er war der Projektleiter für das neue Krankenhaus und somit mein Chef. Filippo würde nächste Woche den Heimweg antreten, und ich würde seinen Posten als Verantwortlicher für Finanzen, Personal und die Logistik der Base übernehmen.

Filippo führte mich am Haus vorbei in einen kleinen Hof, in dem ein Zitronenbaum stand. Dort war ein Anbau mit drei Zimmern, davor jeweils eine kleine Terrasse. Es wirkte wie ein Apartmenthotel in Lloret de Mar. Mein Zimmer war circa zehn Quadratmeter groß und ausgestattet mit einem wuchtigen Bett mit Moskitonetz, einem wackligen Schreibtisch und einem Schrank, dessen Holztüren so verzogen waren, dass man sie nicht schließen konnte. Stolz präsentierte mir Filippo das direkt angeschlossene Bad: Die Fliesen hingen schief an der Wand, der Toilettensitz war verbault, der Spiegel hatte einen Riss, und die Duscharmatur wirkte nicht gerade robust. »In den meisten MSF-Projekten teilt man sich Dusche und Toilette mit anderen. Hier in Papaya leben wir im Luxus! Jeder hat sein eigenes Bad.«

Das also war mein Reich für die nächsten zwölf Monate.

»Komm erst mal an, dann zeige ich dir die Base.«

Papaya selbst war etwas mehr als 800 Quadratmeter groß und von hohen Mauern umgeben, die zusätzlich mit NATO-Draht



gesichert waren. Man hätte fast meinen können, man wäre im Knast! Der kleine Ausguck am Tor, von dem man gut über die Straße schauen konnte, verstärkte diesen Eindruck zusätzlich. Die freundlichen Mitarbeiter jedoch machten sehr schnell klar, dass man hier eher in einer Oase als in einem Gefängnis war. Im Haupthaus gab es vier Schlafzimmer, ein riesiges Wohn- und Esszimmer, eine kleine Küche mit angeschlossener Speisekammer sowie einen Raum für Waschmaschine, Bügelbrett und Kühlschrank. Wie auch mein Badezimmer war alles Stückwerk, aber es machte einen freundlichen, unkomplizierten Eindruck. In einem kleinen Schränkchen war die Medikamentenbox mit Malariaphylaxe, Verbandsmaterialien, Fieberthermometer und – zu meiner Überraschung – Kondomen. Die würde ich wohl eher nicht benötigen ...

Die Büroräume waren im vorderen Teil: ein größerer Raum für Logistik, Personal und Finanzen und im ersten Stock ein Meetingraum sowie ein kleineres Büro für Alessandro und seine Assistentin. Mein Weg zur Arbeit dauerte also keine halbe Minute!

Dann präsentierte mir Filippo am Eingangstor die kongolesische Version von The Beast. Es war Liebe auf den ersten Blick, als er mir Rhino vorstelle. Wie der Name vermuten lässt, sah der Geländewagen ebenso massiv und kräftig aus. Es handelte sich um einen Toyota Land Cruiser in der Pickup-Version, also mit großer Ladefläche. Die Reifen wirkten riesig und machten den Eindruck, dass sie den Kampf mit den kongolesischen Straßen nur zu gerne aufnehmen wollten. Es gab nur einen Haken an dem allradgetriebenen Ungetüm: Ich durfte es nicht fahren! Dafür hatten wir aber vier Fahrer, die



so eingeteilt waren, dass das Fahrzeug rund um die Uhr und auch am Wochenende abfahrbereit war. Sie waren bestens darin ausgebildet, die Fahrzeuge durch tiefen Matsch zu steuern und im Zweifel auszugraben. Autofahren in Baraka war mit Autofahren in Hamburg nicht im Ansatz zu vergleichen.

Dann kümmerten wir uns um das Wichtigste für junge Menschen im 21. Jahrhundert: das WLAN-Passwort. Die Frage, welches WLAN ich auswählen musste, erübrigte sich, da es nur ein einziges gab. Und auf einmal war ich mit meiner bekannten Welt verbunden und konnte Katharina bequem per WhatsApp schreiben. Für uns war eine passable Internetverbindung Grundvoraussetzung für die Zeit im Kongo gewesen. Hätte ich nicht vernünftig per WhatsApp oder Skype telefonieren können, wäre ich zu Hause geblieben.

Um mich nicht noch mehr mit Informationen und Eindrücken zu überfrachten, stand heute glücklicherweise nur noch das Sicherheitsbriefing für internationale Mitarbeiter – auch Expats genannt – auf dem Plan. Mit der eigentlichen Übergabe würden wir erst morgen anfangen. Alessandro legte einen dicken Ordner vor mich auf den Tisch, den Local Security Plan (LSP). Das war also das ›tragfähige Sicherheitskonzept‹, von dem das Auswärtige Amt gesprochen hatte. Daneben legte er einen unhandlichen schwarzen Klotz, aus dem eine Antenne herausragte. »Ab sofort musst du das Funkgerät immer eingeschaltet bei dir haben. Auch nachts.«

»Warum brauchen wir überhaupt diese Funkgeräte? Warum nutzen wir nicht einfach nur die Handys?«

»Mit den Funkgeräten sind wir unabhängig und nicht auf das Mobilfunknetz angewiesen. Bei Störungen oder

absichtlichem Abschalten seitens der Regierung haben wir immer noch ein funktionsfähiges Kommunikationsnetz. Und vor allem ist es schnell – du wirst es hassen und lieben!«

Ich hatte keine Ahnung, was Alessandro mit dem letzten Satz meinte.

Von morgens 6 Uhr bis abends 18 Uhr durften sich die Ex-pats weitestgehend frei in der sogenannten *green zone* bewegen, also auch zu Fuß und allein. Ab 18 Uhr nur noch mit den Fahrzeugen, und um 22:30 Uhr musste jeder in der Base sein. Ohne Wenn und Aber. Jede Bewegung musste vorher dem Radio Room in Mango mitgeteilt werden, sodass man lückenlos nachverfolgen konnte, wo man sich befand. Mango?

»Ach, Mango, das ist der Name der anderen MSF-Base in Baraka. Die zeigen wir dir morgen.«

Fahrten außerhalb der Stadt mussten mindestens einen Tag vorher angemeldet werden, und vor Abfahrt musste eine Sicherheitsfreigabe eingeholt werden. Der Projektleiter in Mango und sein Assistent bewerteten jeden Tag das aktuelle Geschehen und passten entsprechend die Maßnahmen an. Der Rest stehe im Local Security Plan: Protokolle, wie man sich bei einer potenziellen Evakuierung oder bei einem bewaffneten Überfall zu verhalten haben und wie man Sicherheitsvorfälle meldet. Sicherheit und Risikominimierung wurden hier offensichtlich großgeschrieben! So viele Dinge, die man beachten musste und nicht falsch machen durfte. Hoffentlich würde ich mir den Sicherheitsplan in Zukunft nicht mehr so genau anschauen müssen.

Punkt 18 Uhr war es schlagartig dunkel geworden. Wir waren nur 450 Kilometer Luftlinie vom Äquator entfernt, und



anstatt gemächlich unterzugehen, fiel die Sonne einfach nur wie ein Stein hinter den Horizont. Aber es war immer noch heiß, bestimmt über 30 Grad, und zu dritt machten wir es uns auf der Terrasse gemütlich und tranken ein kühles Bier.

Was man denn hier für Sport treiben könne, fragte ich die beiden. Sport ist so etwas wie mein Lebenselixier. Beim Sport kann ich alles vergessen, bin ich maximal fokussiert und lebe ich ganz im Moment. Umso wichtiger war es für mich, dass ich mich in der Ferne regelmäßig bewegen konnte. Es war offensichtlich, dass es hier keinen Rennradverein oder Tennisclub gab. Aber irgendwas musste man ja machen können.

»Also Kongwa, ein Wärter aus Mango, geht gerne joggen. Der nimmt immer internationale Mitarbeiter mit. Aber er soll verdammt schnell sein«, warnte mich Filippo.

Schnell griff ich zum Telefon, wählte seine Nummer – morgen früh um 6 Uhr würde er mich abholen.

Mein Kopf rauchte von den ganzen Eindrücken des Tages, also zog ich mich in mein kleines Zimmer zurück, das sich noch ganz fremd anfühlte. Als ich den Kalender der Hamburger Stammtisch-Jungs aus dem Koffer kramte, fiel mir ein kleines, in Geschenkpapier eingewickelttes Paket auf, das ich auf keinen Fall selbst eingepackt hatte. Ach, Katharina, sie war immer für diese kleinen süßen Überraschungen gut. Gespannt riss ich das bunte Papier auf, und ein kleines schwarzes Notizbuch kam hervor. Der Einband war elegant und makellos, die Seiten glatt und ordentlich. Ich löste vorsichtig den Gummibandverschluss und schlug die erste Seite auf. Ich erkannte die gleichmäßige Schrift meiner Frau:



›Lieber Robert, ich wünsche dir viel Spaß beim Schreiben dieser noch fast leeren Seiten und bin sehr gespannt, wie das Buch in einem Jahr aussieht. Es soll dir für alte und neue Erinnerungen dienen. Deine Katharina‹

Ich blätterte durch das Heft. Jedes Seitenpaar entsprach einer Kalenderwoche, mit viel Platz für Notizen und Gedanken. Ganz leer war das Büchlein aber nicht. Auf einigen Seiten waren bereits kleine Fotos eingeklebt. Bilder von guten Freunden, verrückten Urlaubstagen und himmlischen Momenten. Sie war wirklich zu gut für mich.

Ich nahm meinen Stift und schrieb die ersten Worte in das noch jungfräuliche Heft: ›Das Abenteuer beginnt!‹

Wie das Buch wohl in einem Jahr aussehen würde?

Mzungu

Um 5:45 Uhr riss mich mein Handywecker aus einem tiefen Schlaf. Was hatte ich mir da nur wieder einfallen lassen? Joggen zu dieser furchtbaren Zeit? Schlaftrunken schälte ich mich aus dem Bett, verhedderte mich dabei im Moskitonetz, quälte mich in meine Laufsachen und schleppte mich zum Tor. Doch bei aller Müdigkeit meldete sich auch mein Entdeckergeist: Das erste Mal zu Fuß durch das fremde Baraka, aufregend! Ich nickte den beiden Wärtern zu und versuchte mich krampfhaft an ihre Namen zu erinnern, doch mein Gehirn schien noch im Halbschlaf zu sein.

Ein mir unbekannter Kongolese in einer langen quietschpinken Laufhose wartete bereits auf mich und begrüßte mich



mit einem strahlenden Lächeln. Das musste also Kongwa sein, die pfeilschnelle Laufmaschine! Der Wärter – Debis, Dabis oder Dabo, der Name wollte mir immer noch nicht einfallen – hielt die schwere Tür allerdings noch verschlossen und fragte mich, wo denn mein Funkgerät sei. Ach Mist, den unförmigen Klotz hatte ich natürlich in meinem Zimmer vergessen. Ich musste mich wohl noch daran gewöhnen, dass man immer und jederzeit erreichbar sein musste. Sogar beim Sport.

Dann wurde uns das Tor geöffnet, und wir traten auf die sandige Straße. Um diese morgendliche Uhrzeit kurz nach Sonnenaufgang herrschte eine schon fast magische Stimmung. Ein Schleier hing über der Stadt, der alles ruhiger und langsamer wirken ließ. Die meisten Kinder schliefen noch, ebenso wie Ziegen und Schafe, keine knatternden Motorräder und brummenden Lkw-Riesen. Wir bahnten uns unseren Weg auf verschlungenen Pfaden vorbei an einer nicht enden wollenen Siedlung aus kleinen Lehmhütten, die mit Stroh bedeckt waren. Mit einem fröhlichen »*Jambo Mama*« grüßte Kongwa die zahllosen Frauen, die sich um einen Brunnen scharten, um die tägliche Ration Wasser in die knallgelben Zehn-Liter-Kanister zu füllen. Wasseranschlüsse in den Häusern schien es hier wohl nicht zu geben. Unvorstellbar, was das für den Alltag bedeutete. Doch die schnellen Schritte meines Begleiters ließen mir keine Zeit, lange über die alltäglichen Herausforderungen der Bevölkerung nachzudenken. Nach zehn anstrengenden Minuten erreichten wir einen kleinen Hügel, der einen fantastischen Blick auf die Stadt und den See bot. Die Pause kam mir sehr gelegen, ein kurzer Moment zum Durchatmen.



Das war also Baraka. Eine riesige Ansammlung von Hütten und kleinen Häusern. Die Straßen waren zwar schachbrettartig angeordnet, aber dennoch wirkte alles wie ein riesiges Durcheinander. Hochhäuser gab es überhaupt keine, schon Gebäude mit zwei Stockwerken waren extrem selten. Der höchste Punkt der Stadt war die Antenne eines großen Telefonmasts. Ansonsten deutete nichts auf technische Errungenschaften hin.

Wie viele Menschen hier wohl lebten? Kongwa war sich nicht sicher, vielleicht so um die 150.000. Hätte ich ein Bild malen sollen, hätte ich nur drei Farben benötigt: die blutrote Erde, die sattgrünen Blätter der gigantischen Mangobäume, die hier wie Unkraut wuchsen, und der tiefblaue Himmel. Kongwa war hier geboren und erklärte mir, dass Baraka auf Swahili Segen bedeutet. Ein Segen für wen? Die Frage blieb unbeantwortet. In meinen Ohren klang der Name eher nach einer Baracke.

Wir mussten weiter. Obwohl es nicht einmal halb sieben war, stand die Sonne überraschend hoch am Himmel. Gefühlt waren es auch schon knapp 30 Grad, und mein Shirt war klatschnass. Auf dem Weg zurück zur Hauptstraße folgten uns unzählige Kinder. Sie streckten ihre kleinen Daumen nach oben, glucksten vor Lachen und versuchten, mit uns Schritt zu halten. Dabei hörte man immer wieder ein Wort, »*Mzungu, Mzungu*«. Kongwa klärte mich auf, damit seien Menschen mit heller Hautfarbe gemeint. Also ich. Es war unglaublich, wie sich die Kinder freuten, einen weißen Mann zu sehen. Kongwa musste immer wieder eine Traube an Kindern auflösen und nach Hause schicken.



An der Hauptstraße erwachte die Stadt zum Leben. Neben den roten Sonnenschirmen stand ein großer Haufen Mopeds kreuz und quer am Straßenrand, und die Fahrer brüllten wild durcheinander. Man rief laut den Ort, wo man hinwollte, und fand in Sekunden einen Fahrer. In anderen Teilen der Welt nimmt man sich ein Uber, hier dagegen ein sogenanntes Moto. Die schwarzen Abgase der Lkws drangen tief in meine Atemwege ein. Die Stadt war endgültig erwacht, und das geschäftige Treiben begann. Keuchend, nach Atem ringend und nass geschwitzt kamen wir nach 40 Minuten wieder in Papaya an. Ich würde ordentlich trainieren müssen, um auch nur annähernd mit Kongwa mithalten zu können.

Unter der erfrischenden Dusche in meinem winzigen Bad kam ich ins Grübeln. Die Stadt war so anders als alles, was ich bislang gesehen hatte. Eine Welt, die anderen Regeln folgte. Regeln, die ich nicht kannte. Ich wunderte mich über das, was ich gesehen hatte, und vor allem über das, was ich nicht gesehen hatte. Da war kein Zentimeter asphaltierter Straße, kein gepflasterter Gehweg, kein einziges Verkehrsschild, von einer Ampel ganz zu schweigen. Keine Parkbank, kein Müll-eimer, kein Gullydeckel, keine Bushaltestelle und auch kein Stromkasten. Nicht ein einziges Auto hatte ich gesehen, nur die vollkommen überfüllten Lkws und wuseligen Motos. Mit anderen Worten: Es gab überhaupt keine Infrastruktur! Ich war geschockt. Ich hätte nie gedacht, dass es einen solchen Ort auf der Erde im 21. Jahrhundert gab. Besonders segensreich kam mir das nicht vor ...



Alles neu

Trotz des mehrtägigen Vorbereitungskurses in Bonn vor knapp einem Monat, stundenlangen E-Learnings, diversen Briefings in Berlin und Amsterdam und den Einweisungen in der Coordination in Bukavu fühlte ich mich wie ein Kind, das eben erst Fahrradfahren gelernt hat und jetzt bei der Tour de France starten sollte. Aber immerhin war da noch Filippo, der mir das kleine und das große MSF-Einmaleins beibringen würde. Wir hatten eine Woche, bis er zurück nach Italien reisen würde. Es gab viel zu lernen!

Wir starteten mit einem groben Überblick der Aktivitäten von Ärzte ohne Grenzen in Baraka. Es gab zwei Stützpunkte, die jeweils nur sechs Minuten Fußweg auseinanderlagen: Mango und Papaya. Mango unterstützte das bereits existierende Krankenhaus, das Centre de Santé (Gesundheitszentrum), das Malaria-Camp Cent Lits, das Cholerabehandlungszentrum sowie diverse Gesundheitsstützpunkte im Umland, die vom sogenannten Outreach-Team mit Booten und Geländewagen angefahren wurden. Zudem waren in Mango Werkstätten, Schulungsräume, Büros – ein riesiges Projekt mit mehr als 150 nationalen Mitarbeitern und zwölf internationalen Mitarbeitern, den Expats. Das Projekt existierte seit 2003.

Papaya dagegen war deutlich jünger. Es war erst im Herbst 2019 (also dem europäischen) gebaut bzw. umgebaut worden. Vorher war es ein Hotel gewesen. Es sollte die Base für das Team sein, das das neue Krankenhaus wenige Kilometer nördlich im Stadtteil Kalundja bauen sollte. In Papaya arbeiteten drei internationale Mitarbeiter, Alessandro, Filippo und



ich, sowie 18 nationale Mitarbeiter, die alle Kongolesen waren und aus der Region kamen:

- sieben Wärter: Amigo, Dobis, Gentil Amani, Jeancy, Mathias, Mattathias und Silvie;
- vier Fahrer: Cedric, Franck, Papa Amuri und Rams;
- zwei Reinigungskräfte: Etoile und Josephine;
- eine Köchin: Clementine;
- zwei Logistiker: Akas und Francois;
- eine Mitarbeiterin für Finanzen und Personalangelegenheiten: Marie;
- eine Assistentin für die Projektleitung: Tabita.

Viele Namen, die ich sofort wieder vergessen hatte, mir aber möglichst schnell merken wollte. Akas und Marie waren dabei meine direkten Kollegen, mit ihnen saß ich im Büro und würde ich in Zukunft viel Zeit verbringen. Noch waren wir einander unbekannt, doch das würde sich schnell ändern. Als Allround-Manager wäre ich für die Finanzen, das Personal und die Logistik der Base verantwortlich. In den kommenden Monaten würden dann weitere internationale Mitarbeiter kommen: Architekten, Bauingenieure, Experten für Wasser und Hygiene, Bauleiter und so weiter. Ich würde ein paar Wochen brauchen, um die Software sowie die diversen Prozesse zu verstehen und selbstständig anzuwenden. Für alles schien es ein Protokoll zu geben, durch das man sich durchkämpfen musste.

Nachmittags begannen wir mit dem Logistikteil. Wie ich morgens schon beim Joggen festgestellt hatte, gab es in Baraka quasi keine Infrastruktur. Wir mussten also weitestgehend



autark operieren. Woher kam unser Strom? Was für Back-up-Systeme hatten wir? Was passierte mit unserem Müll? Woher bekamen wir unser Wasser? Wie wurde es aufbereitet? Fragen über Fragen.

In Deutschland hatte ich mich ehrlich gesagt nie gefragt, wo unser Wasser herkommt. Man dreht den Hahn auf, und es kommt eben je nach Bedarf kaltes oder warmes Wasser raus. Alle paar Monate muss man die Wasseruhr ablesen, und dann bekommt man eine Rechnung zugeschickt. Fertig. In einem Ort ohne Wasserleitungen und Kanalisation war das schon etwas schwieriger. Als Filippo mir das Frischwassermanagement von Papaya erklärte, war ich sehr erstaunt:

Im Centre de Santé, das nur einen Steinwurf entfernt lag, hatte MSF vor Jahren einen Brunnen gebaut. Per Funk baten unsere Wärter die Jungs vom Gesundheitszentrum, die Pumpe anzuschalten. Diese würde dann Wasser aus dem Brunnen durch ein eigens dafür eingerichtetes Rohr knapp 180 Meter zu uns in einen riesigen Tank pumpen. Nach Absprache mit den Behörden hatte man einfach einen langen Graben in die sandige Straße gebuddelt, das Rohr versenkt und anschließend wieder zugeschippt. Wenn der große Tank voll war, funkte man erneut die Kollegen im Gesundheitszentrum an und bat freundlich, die Pumpe auszuschalten. In einem nächsten Schritt aktivierte man eine weitere Wasserpumpe, die in Papaya stand. Sie pumpte das Wasser in einen kleineren, circa 3.000 Liter fassenden Tank, der auf zweieinhalb Metern Höhe angebracht war und so für den nötigen Wasserdruck sorgte. Dabei wurde das Wasser noch mit Chlor versehen. Wenn man nun den wackligen Wasserhahn aufdrehte, sprang



automatisch eine zusätzliche Pumpe an, die den Wasserdruck verstärkte. Was für ein irrer Aufwand, aber die aktuell beste Lösung! Die Alternative der Einheimischen hatte ich morgens gesehen: langes Warten an den öffentlichen Brunnen und dann schweres Schleppen des kostbaren Guts. Tag für Tag. Dagegen lebte ich in Papaya im Paradies: fließendes Wasser aus dem Hahn. In Zukunft würde ich die Dusche nach dem Joggen noch mehr genießen!

»Robert pour Akas«, krächzte es aus dem Funkgerät.

Puuh, was musste ich jetzt noch mal machen, um diesen Anruf zu beantworten? Verzweifelt versuchte ich mich an die gestrige Einweisung zu erinnern.

»Robert pour Akas«, erklang das blecherne Geräusch erneut.

Da erinnerte ich mich: »Akas pour Robert, bouge canal trois.« Ich wechselte auf Kanal drei und versuchte angestrengt zu erraten, was er mir mitteilen wollte. Meine Französischkenntnisse, der kongolesische Akzent kombiniert mit einer schlechten Funkverbindung gestalteten das Gespräch zu einem Ratespiel.

Zum Abendessen gingen wir rüber zu Mango, um die dortigen Kollegen kennenzulernen. Beziehungsweise wir wurden von Franck hinübergefahren, denn nach 18 Uhr durften wir ja nicht mehr zu Fuß unterwegs sein. In Mango war einfach alles größer. Während wir in Papaya mit Rhino nur ein Fahrzeug hatten, standen hier bestimmt zwölf Geländewagen auf dem riesigen Hof, dazu sogar ein großer Lkw. Alle Fahrzeuge hatten swahilisch klingende Namen: Kinga, Tanganjika,

Pamoja etc. Passenderweise hieß der Lkw Tembo, was Elefant bedeutet. Die Expats lebten in sogenannten Tukuls, kreisrunden Hütten, die mit Stroh bedeckt waren und sehr gemütlich aussahen. Eine der besten Sachen in Mango war die Skybar! Eine wackelige Holzterrasse führte auf das Dach eines kleinen Häuschens. Bänke mit dicken Polstern luden zum Verweilen ein, und ein einfaches Dach spendete Schatten während der sonnigen Stunden am Tag. Ein Ort zum Lesen, Entspannen und Yogamachen. Da 90 Prozent der Häuser in Baraka ebenerdig waren, hatte man bereits im ersten Stock einen tollen Blick auf die Hügelkette, die sich hinter Stadt erhob.

Das internationale Team war unglaublich divers! Die Kollegen kamen aus Mexiko, Kanada, USA, Haiti, Guinea, Kamerun, Italien, UK und Kenia. Im wahrsten Sinne des Wortes ein wirklich bunter Haufen. Es waren etwa gleich viele Frauen und Männer. Und es waren nicht nur junge Leute dabei, einige waren schon über 60 Jahre alt. Auch hier versuchte ich mir krampfhaft die vielen neuen Namen zu merken: Noor, Mamadou, Rosy, Clare, Gianina, aber es waren einfach zu viele.

Nach dem Essen saßen wir noch zusammen und unterhielten uns. Filippo zog ein vergilbtes Heftchen hervor, auf dem in Französisch ›Traditionelle Medizin‹ stand. Der Untertitel lautete ›Behandeln Sie Ihre Krankheiten zu geringen Kosten‹ – wenn das mal kein schlagendes Verkaufsargument war! Er gab uns eine Kostprobe der kongolesischen traditionellen Medizin: Schwache Spermien etwa könnten mit einer Mixtur aus dem Saft dreier Kokosnüsse, einer Packung Milch und einem Ei erfolgreich behandelt werden. Auch eine schmerzhafteste Menstruation gehörte mit diesem Ratgeber der Vergangenheit



an: Ein Esslöffel Lehm solle in einem halb gefüllten Wasserglas gut verrührt werden; eine Zitrone und etwas Salz hinzugeben und täglich während der Regel trinken. Wenn das nicht hilft, kein Problem, einfach zusätzlich vier Stücke einer Papayawurzel in drei Litern Wasser eine Stunde lang kochen lassen. Morgens und abends davon ein Glas trinken, bis Besserung einsetzt. So einfach war das! Gegen Krebs hatte der Ratgeber leider kein Wundermittel parat. Stattdessen solle man sich gedulden und auf Gott vertrauen. Wir blättern durch das Heftchen und mussten schmunzeln. Aber irgendwie blieb einem dabei auch das Lachen im Halse stecken.

Das alte Krankenhaus

Am nächsten Tag wollten Filippo und ich zu Fuß zum alten Krankenhaus in Baraka laufen. Nachdem ich gestern bereits einen ellenlangen Bericht von Philippos Vorgänger gelesen hatte, war ich sehr gespannt auf die Realität. Besonders eine Passage des Berichts war bei mir hängen geblieben: »Egal was gesagt wird, egal was vorne am Gebäude steht, es ist kein Krankenhaus. Das Gebäude hat den Begriff Krankenhaus nicht verdient.«

Wir standen in Papaya am Tor, scherzten mit den Wärtern Mattathias und Silvie und teilten das Ziel unserer Reise mit. Sauber wurde auf dem aufgehängten Whiteboard vermerkt, wer wann die Base mit welchem Ziel verlassen hatte. Dieses Vorgehen war Vorschrift, damit zu jedem Zeitpunkt klar war, wer sich wo befand. Ordnung musste sein!

